

«Guantânamo bringt mich um»

100 von 166 Häftlingen im amerikanischen Gefängnis auf Kuba befinden sich im Hungerstreik. Einer von ihnen ist der Jemenite *Samir Naji al-Hassan Moqbel*, der hier von seinem Schicksal erzählt

Es gibt einen Mann hier, der nur knapp 35 Kilo wiegt. Ein anderer ist 44 Kilo schwer. Als ich mich das letzte Mal gewogen habe, war ich knapp 60 Kilo, aber das war vor einem Monat.

Seit dem 10. Februar befinde ich mich im Hungerstreik und habe deutlich mehr als 13 Kilo abgenommen. Ich werde nicht essen, bis sie meine Würde wiederhergestellt haben.

Ich bin seit elf Jahren und drei Monaten in Guantânamo inhaftiert. Ich bin nie eines Verbrechens angeklagt worden. Ich habe nie einen Prozess erhalten.

Ich könnte seit Jahren wieder zu Hause sein, niemand denkt im Ernst, dass ich eine Bedrohung darstelle. Aber ich bin immer noch hier. Vor Jahren behauptete das Militär, ich sei ein «Wachmann» Usama bin Ladins, aber das war Unsinn, wie etwas aus einem jener amerikanischen Filme, die ich mir früher ansah. Nicht einmal sie scheinen das noch zu glauben. Aber es scheint ihnen auch egal zu sein, wie lange ich hier sitze.

Als ich daheim in Jemen war, im Jahr 2000, erzählte mir ein Freund, dass ich in Afghanistan mehr Geld machen könne als die 50 US-Dollar, die ich in einer Fabrik verdiente. Dass ich so meine Familie unterstützen könne. Ich war zuvor nie gereist, und ich wusste nichts über Afghanistan. Aber ich versuchte mein Glück.

Ich hätte dem Freund nicht vertrauen sollen. Es gab keine Arbeit. Ich wollte weg, hatte aber kein Geld für den Heimflug. Nach der amerikanischen Invasion 2001 floh ich nach Pakistan, wie alle anderen auch. Die Pakistaner verhafteten mich, als ich verlangte, jemanden von der jemenitischen Botschaft sprechen zu können. Ich wurde nach Kandahar geschickt und auf den ersten Flug nach Guantânamo gesteckt.

Vergangenen Monat, am 15. März, lag ich krank im Gefängnisspital und verweigerte das Essen. Ein Team der «Extremen Reaktionstruppe», eine Einheit von 8 Militärpolizisten in Schutzanzügen, stürmte ins Zimmer. Sie fesselten mich an Händen und Füßen ans Bett und steckten mir mit Gewalt eine Infusion in die Hand. 26 Stunden verbrachte ich so, ans Bett gefesselt. In dieser Zeit wurde mir nicht gestattet, die Toilette zu benutzen. Sie führten mir einen Katheter ein. Das war schmerzhaft, erniedrigend und unnötig. Nicht einmal das Beten wurde mir erlaubt.

Das erste Mal, dass sie mir eine Magensonde durch die Nase einführten,

werde ich nie vergessen. Ich kann nicht beschreiben, wie schmerzhaft es ist, so zwangsernährt zu werden. Als die Sonde hineingestossen wurde, würgte ich. Ich wollte erbrechen, konnte aber nicht. Ich hatte heftige Schmerzen in meiner Brust, meinem Hals und meinem Magen. Nie zuvor habe ich solche Pein erlebt. Diese grausame Bestrafung wünsche ich niemandem.

Ich werde noch immer zwangsernährt. Zweimal pro Tag fesseln sie mich in meiner Zelle an einen Stuhl. Meine Arme, Beine und mein Kopf werden festgebunden. Ich weiss nie, wann sie kommen werden. Manchmal kommen sie in der Nacht, um elf Uhr, wenn ich schlafe.

Mittlerweile befinden sich so viele von uns im Hungerstreik, dass es nicht genügend medizinisch geschultes Personal gibt, um die Zwangsernährung vorzunehmen. Sie füttern die Leute rund um die Uhr, nur um Schritt halten zu können.

Einmal stiess die Krankenschwester die Sonde etwa 45 Zentimeter in meinen Magen hinein und fügte mir noch mehr Schmerzen als üblich zu, weil sie so hastig arbeitete. Ich rief den Übersetzer; er sollte den Arzt fragen, ob die Prozedur korrekt gemacht worden sei oder nicht.

Es war so schmerzhaft, dass ich sie anflehte, mich nicht weiter zu ernähren. Die Krankenschwester lehnte das ab. Als sie fast fertig waren, lief ein bisschen der «Nahrung» auf meine Kleider aus. Ich bat sie darum, meine Kleider zu wechseln, aber der Wärter erlaubte mir nicht, an diesem letzten Fetzen meiner Würde festzuhalten.

Wenn sie kommen, um mich in den Stuhl zu zwingen, und ich mich weigere, mich fesseln zu lassen, rufen sie die «Extreme Reaktionstruppe». Ich habe also eine Wahl. Entweder kann ich mein Recht ausüben, gegen meine Haft zu protestieren, und werde verprügelt. Oder ich kann die schmerzhafteste Zwangsernährung über mich ergehen lassen.

Präsident Obama lehnt es ab, Häftlinge nach Jemen abzuschicken. Das ist der einzige Grund, warum ich noch immer hier bin. Das ergibt keinen Sinn. Ich bin ein Mensch, kein Pass, und ich verdiene es, wie ein Mensch behandelt zu werden.

Ich will nicht hier sterben. Aber solange Präsident Obama und der Präsident Jemens nichts unternehmen, riskiere ich jeden Tag den Tod.

Wo bleibt meine Regierung? Um heimkehren zu können, werde ich mich allen «Sicherheitsmassnahmen» unterwerfen, die sie wollen. Auch wenn diese völlig unnötig sind. Um frei zu sein, werde ich allem zustimmen. Ich bin jetzt 35 Jahre alt. Ich will nichts anderes als meine Familie wiedersehen und selber eine Familie gründen.

Die Lage ist verzweifelt. Alle Gefangenen hier leiden. Mindestens 40 Leute sind im Hungerstreik. Jeden Tag fallen Leute in Ohnmacht vor.

Erschöpfung. Ich habe bereits Blut erbrochen. Und ein Ende unserer Gefangenschaft ist nicht in Sicht. Essen zu verweigern und jeden Tag den Tod zu riskieren: Das ist die Wahl, die wir getroffen haben. Ich hoffe, dass sich die Augen der Weltöffentlichkeit wieder auf Guantánamo richten wegen der Qualen, die wir erleiden. Bevor es zu spät List.

Samir Naji al-Hassan Moqbel, seit 2002 Häftling im US-Sondergefängnis Guantánamo auf Kuba, hat kürzlich seinen Anwälten vom der Rechtshilfeorganisation «Reprieve» am Telefon seine Geschichte erzählt. Inzwischen sind schon 100 Häftlinge am Hungerstreik beteiligt. 2013, The New York Times. *Übersetzung: at.*